



Die Ketzer in der neuen Welt

Amsterdam, im Frühling 1621

In der Ferne forderte eine Schiffsglocke zum Öffnen der Zugbrücke auf. Die erwartungsvollen Schreie der Möwen kündigten die Ankunft eines verspäteten Fischerbootes an. Ein Käsehändler versuchte noch, seine liegen gebliebene Ware loszuwerden, und pries sie den letzten Passanten laut rufend an. Zu dieser Stunde waren die dunklen Fensterläden der Handelskontore mit ihren spitzen Dächern, schmalen, hohen Vorderfronten und ausladenden Giebelbalken geschlossen. In den oberen Stockwerken bereiteten sich die Inhaber und ihre Familien langsam auf das Abendessen vor.

Irgendwo spielte jemand Spinett, verzaubert von den neuartigen Klängen eines Saiteninstrumentes mit Klaviertatstatur. Das flackernde Licht der Kerzen und Öllampen, deren Silhouetten sich an den Glasscheiben abzeichneten, spiegelte sich im Wasser der Grachten und erleuchtete die Nacht von Amsterdam.

Seite an Seite nahmen die beiden Männer fast die gesamte Gasse ein. Ihre schwarzen Umhänge mit den übergroßen, quadratischen weißen Kragen wiesen sie schon von weitem als Kaufleute aus. Vertieft in ein lebhaftes Gespräch kamen sie gerade aus einer Hafenschänke, nachdem sie zuvor beide in der Amsterdamer Börse Anteile einer neu gegründeten Handelsgesellschaft gekauft hatten.

„Usselincx hat recht!“ rief einer der beiden mit rauer Stimme. „Jetzt, nach dem Tod von Philip III., mit einem sechzehnjährigen Burschen auf dem Thron, ist die Zeit reif.“

„Es war höchste Zeit, dass er ging! Aber umso besser, wenn der Sohn so einfältig ist wie der Vater.“

„Keine Sorge. Blödheit ist ein Familienerbe der spanischen Dynastie“, fuhr der ältere der beiden Kaufleute gut gelaunt fort und legte seinem Kameraden einen Arm freundschaftlich um die Schulter. „Philip II. war schon dümmer als Charles V. Aber Philip III. war eine noch taubere Nuss. Alles weist darauf hin, dass dieser Philip IV. ebenso blöd ist, wie alle anderen.“

„Nun, ich hoffe du hast Recht! Besonders jetzt nach dem Ende des zwölfjährigen Waffenstillstands.“

„Bei den Hörnern Satans. Die Zeit ist reif, mein Freund.“

Der Unabhängigkeitskrieg der Niederlande gegen Spanien schleppte sich schon vierzig Jahre hin. Die Versenkung des einen oder anderen Schiffes, vereinzelte Schlachten, die Belagerung dieser oder jener Stadt waren so sehr Teil des Alltags der Niederländer geworden, dass Nachrichten über den Krieg niemanden mehr aufregten. Siege wurden gefeiert, Niederlagen schnell vergessen, und das Leben nahm wieder seinen gewohnten Lauf; die Menschen säten, ernteten, fischten, produzierten, kauften und verkauften. Sie arbeiteten hart, denn schließlich hatte die niederländisch-reformierte Kirche sie gelehrt, dass Reichtum ein äußeres Zeichen der Gnade Gottes sei.

In jener Nacht während der Versammlung in der Amsterdamer Börse waren die beiden Zecher einer Gruppe von wohlhabenden Kaufleuten und Bürgern beigetreten und hatten die Statuten der WIC, der Niederländischen Westindien-Kompanie, unterzeichnet. Willem Usselincx, ein Protestant aus dem spanischen Antwerpen, der aus religiösen Gründen im Exil in Holland lebte, hatte die WIC gegründet, und dieses Unternehmen machte einen außerordentlich vielversprechenden Eindruck. Mindestens ebenso viel wenn nicht gar noch mehr als die VOC, die *Vereenigde Oostindische Compagnie*, ein ähnliches Unternehmen, das einen märchenhaften Profit abwarf, weil es ihm gelungen war, das spanische und portugiesische Handelsmonopol mit dem Osten gewaltsam zu brechen. Man erwartete, dass diese neue Handelsgesellschaft ebenso erfolgreich werden würde, denn ihr Aktionskreis war auf die Westküste Afrikas

und die Neue Welt beschränkt und lag damit sehr viel näher an Europa.

Mit einem stattlichen Kapital von 18 Millionen Gulden beabsichtigte die WIC im Grunde die Institutionalisierung der Piraterie, um die Wirtschaftsblockade zu brechen und die spanische Handelsmacht zu unterhöhlen. Daher wurde die Kompanie von der Regierung unterstützt, allerdings mit einem *quid pro quo*: die neunzehn Direktoren hatten sowohl der Regierung der Vereinigten Niederlande, als auch dem *Stadhouder* Prinz Moritz von Oranien, Kapitän-General der Streitkräfte der Republik, Gehorsam schwören müssen.



Es hatte eine Weile gedauert, bis sich die WIC für eine so große Unternehmung entscheiden mochte. Aber nun, zwei Jahre nach ihrer Gründung, gingen die Reeder ihren Geschäften mit einem Lächeln im Gesicht nach. Die westindische Kompanie hatte alle Schiffe mit mehr als 100 *Last*¹ unter Vertrag genommen.

Auch die Gestrandeten in den Häfen hatten Grund zur Hoffnung. Es hieß, bis zu 3000 Mann würden angeheuert. Das geschäftige Treiben rund um die mächtige Flotte, die die WIC ausstattete, weckte Neugier und ließ die Gerüchteküche brodeln.



Madrid, im Herbst 1623

 aspar de Guzmán y Pimentel, der Graf von Olivares, stürmte durch die Gänge des königlichen Palasts *El Alcazár* und schäumte vor Wut.

„Das darf uns auf keinen Fall passieren!“, schnaubte Olivares, nachdem er die Gehilfen zurechtgewiesen hatte. „Diese Silberladung zu verlieren wäre eine Katastrophe. Schickt unverzüglich eine

1. Alte holländische Gewichtseinheit. Eine Last entspricht 1656 Kilo.

schnelle Galeone nach Peru. Sie sollen früher in See stechen und die Route ändern!“

„Selbstverständlich, Exzellenz“, pflichtete ihm der Generalsekretär des Kabinetts bei und neigte bescheiden den Kopf. „Und... und Brasilien, Euer Gnaden?“

„Brasilien? Vergesst Brasilien! Dort können sie nur Zucker stehen“, stellte der allmächtige Kanzler fest, um kurz darauf seine Meinung zu ändern. „Obwohl... benachrichtigt den Gouverneur der Provinz und ruft auch den Rat von Portugal zusammen. Aber verliert nicht zuviel Zeit mit diesen Geschichten. Die Rettung der Silberladung aus Peru hat höchste Priorität.“



São Salvador da Bahia, im Sommer 1624

Nachdem er den kürzlich aus Europa eingetroffenen Brief zu Ende gelesen hatte, fühlte Diogo de Mendonça Furtado, der Gouverneur Brasiliens, einen Stich in der Brust, ein mulmiges Gefühl und ein Unwohlsein.

Zweieinhalb Jahre war er nun auf diesem Posten und er konnte es nicht erwarten, seine dreijährige Amtszeit abzuschließen und nach Portugal zurückzukehren. Seine vorherige Stellung in Malakka war weitaus profitabler gewesen. Das von den Portugiesen im Jahr 1511 eroberte frühere muslimische Sultanat war eine der reichsten Provinzen in Süd-Ost Asien. Auf halbem Weg zwischen Indien und China gelegen, bildete es einen lebenswichtigen Zwischenstopp für Handel und Seefahrt im fernen Osten. Aber Brasilien...

Armes Brasilien. Seitdem Portugal von Spanien annektiert worden war, stellte Brasilien nicht recht viel mehr als ein riesiges, verlassenes Landgut dar, wo hier und dort Rinder gezüchtet oder Zuckerrohr angebaut wurde. Obwohl sich seine Hauptstadt, São Salvador da Bahia, in einer außerordentlich schönen Lage befand, obwohl sie schon siebzig Jahre alt war, obwohl sie die größte und wichtigste Siedlung der Kolonie war, hatte sie kaum mehr als 1400 Häuser, eine Jesuitenschule, zwei Kirchen und drei Klöster vorzuweisen. Die Spanier, deren Augen auf das Gold in Mexiko und das Silber in

Peru gerichtet war, vernachlässigten Brasilien so sehr, dass selbst die Residenz des Gouverneurs nur deshalb noch stand, weil die Wände von zusätzlichen Holzstützen verstärkt wurden. Aber das war noch nicht alles, denn sogar an diesem entlegenen Ende der Welt tobte ein so unerbittlicher Machtkampf zwischen dem Gouverneur und dem Bischof Don Marcos Teixeira, dass beide es vermieden, sich gleichzeitig am selben Ort zu zeigen.

Für die endlosen Tage eines in den Tropen verlorenen kleinen und heißen Städtchens war die Auseinandersetzung zwischen der weltlichen Amtsgewalt und der kirchlichen Autorität eine stets willkommene Unterhaltung. Nun, im Angesicht der Gefahr, streuten die Gerüchtemacher ihre Vermutungen aus, fasziniert davon, die Möglichkeit einer Einigung zwischen den Potentaten zu verhindern.

Auf jeden Fall war der Gouverneur ein Mann der Waffen und er hatte bereits seit einiger Zeit die Befestigung der Stadt mit Laufgräben und Wachtürmen verstärkt. Ebenso hatte er entschieden, eine Festung zum Schutz des Hafens zu bauen. Als ein Versuch, Frieden mit dem Bischof zu schließen, hatte er eine Einladung ausgesendet, den Grundstein zu segnen.

„Ich werde nicht gehen“, gab Don Marcos dem Boten scharf zur Antwort. „Und wenn ich ginge, dann eher um die Laje Festung zu verdammen.“

Drei Monate nach diesem letzten Zusammenstoß mit dem Bischoff erhielt Don Diogo einen Brief aus dem Königreich mit dem Befehl, sich für einen möglichen holländischen Angriff auf Brasilien vorzubereiten. Zu Stärke und Zeitpunkt des feindlichen Überfalls wurden keine näheren Angaben gemacht.



Jetzt, da die Stadt vom Angriff bedroht war, schien Don Diogo sich um alles zu kümmern und überall gleichzeitig zu sein. Fröhlich begutachtete er den Bau der Festung Laje und die Verstärkungen, die er an den anderen Festungen, Santo António, Santo Alberto und Monte Serrat, angeordnet hatte. Danach überprüfte er Gräben und Pulvervorräte. Später fuhr er auf das Land um die Ausbildung der

Milizen zu beobachten oder zum Waffenlager, um die Waffen wieder und wieder zu zählen. Der Gouverneur gönnte sich keine Ruhe.

Der Verteidigungsplan war sorgfältig entworfen worden, und die Kommandeure der Miliz schienen genau zu wissen, wie sie vorgehen mussten. Doch schon war ein Monat vergangen und von der mächtigen Flotte, vor der Madrid gewarnt hatte, gab es keine Spur. Die Besorgnis ließ nach. Der anfängliche Schwung verlor allmählich seine Kraft. Leise begann man zu munkeln, dass das Ganze vielleicht doch falscher Alarm gewesen sei.

Während der heiligen Messe am darauffolgenden Sonntag hielt der Bischof eine flammende Predigt. Mit bewegenden Bildern schlug er vor, das Volk solle die Verteidigungsvorbereitungen einstellen und sich dem Bau der Kathedrale widmen. Wenn all dieser Eifer für etwas wahrhaft Nützliches eingesetzt würde, wäre die Kathedrale bald vollendet.



Bahia, Brasilien, 8. Mai 1624

Der westindischen Kompanie war es gelungen, eine Flotte von 28 eigenen und gemieteten Schiffen zu sammeln und sie mit 500 Kanonen zu bestücken. 1700 Soldaten und 1400 Matrosen waren rekrutiert worden. Die erste große Expedition der WIC hatte zum Jahresanfang 1624 endlich Holland verlassen. Um die Galeonen der spanischen Blockade im Ärmelkanal hinter das Licht zu führen, hatten sie sich mitten im winterlichen Nebel nacheinander und von verschiedenen Häfen aus fortgestohlen. Über das endgültige Ziel dieser schlagkräftigen Flotte gab es nur Gerüchte. Vorsichtshalber hatten die neunzehn Direktoren der Kompanie nur die drei Leiter über das Ziel der Expedition unterrichtet.



Der Wachposten auf der Burg des Grafen Garcia D'Ávila signalisierte die Ankunft des Feindes. In großer Eile wurde ein Bote zum Gouverneur gesendet.

„Ich hatte Recht!“, triumphierte Don Diogo, obwohl er einen dicken Kloß im Hals hatte und einen unsäglichen Druck in der Magenhöhle verspürte.

„Weh mir!“ bekreuzigte sich Dona Maria da Cunha. Ihre Heirat mit einem gutaussehenden verwitweten Edelmann mit einem kleinen Sohn war verlockend gewesen. Noch vor ihrem vierzehnten Geburtstag hatte sie die Puppen beiseitegelegt und spielte mit richtigen Babies. Schade nur, dass sie wegen seiner Arbeit so weit weg von Portugal leben mussten.

„Möge der Herr uns beschützen“, betete die kleine Joana.

„Wir haben nichts zu befürchten! Gott ist mit uns, meine Liebe“, beruhigte Don Diogo seine Tochter pflichtgemäß, bevor er sich seinem ältesten Sohn zuwandte: „Du, António, wirst dem Bischof die Neuigkeit überbringen. Und bitte ihn dringend in meinem Namen, die Kirchenglocken Sturm läuten zu lassen. Ich gehe jetzt zur Kanzlei. Wenn du unterwegs Lorenzo oder Vasco oder einen meiner Leutnants triffst, schick sie dort hin. Vorwärts, mein Sohn, nimm die Beine in die Hand, wir haben viel zu tun!“



Das nachdrückliche Läuten der Glocken machte aus Salvador einen aufgeregten Ameisenhaufen. In den Kasernen sammelten sich die Milizen und rüsteten sich zum Kampf. Dann stellten sie sich in Reih und Glied und warteten auf Befehle. In den Gassen suchten einige Mütter verzweifelt ihre Kinder, die irgendwo spielten. Andere waren schon auf dem Heimweg und zerrten ihre Jungen und Mädchen besorgt an Händen, Armen und Ohren mit sich. Vom Tumult erregt, liefen die Hunde bellend hin und her, schreckten die Schweine auf, die sich in den Pfützen auf den Straßen wälzen, und verscheuchten die Hühner. Und während Hunderte von Männern mit gezogenen Waffen hektisch aus ihren Häusern oder dem Waffenlager ein- und ausgingen, schnürten einige im Verborgenen ihr Bündel – bereit zu Flucht.

Kaum jemand schlief in jener Nacht. Viele beteten in Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Angriffs, bereuten ihre Sünden und flehten Gott und die Heiligen an. Andere gingen mit sich selbst

ins Gericht, um zu befinden, dass sie keine Todsünden begangen hatten, nicht selten jedoch mit einem heimlichen Gefühl des Bedauerns, die eine oder andere Gelegenheit zur Sünde vergeben zu haben, solange noch Zeit war.



Salvador da Bahia, 9. Mai 1624

Als der neue Tag anbrach ließ der Ruf „sie kommen!“ vielen das Blut in den Adern gefrieren. Kinder flitzten zu den Stellen, an denen man über das Meer sehen konnte. Lange Banner und riesige holländische Flaggen konnte man schon an den Spitzen der Masten erkennen. Ein erster donnernder Kanonenschuss war von der Festung Santo António zu hören. Dann der nächste, und viele weitere. Mit gleichmütiger Eleganz glitt die feindliche Flotte auf halbem Wege zwischen dem Festland und der Insel Itaparica hindurch, ohne das Feuer zu erwidern. In einem perfekt ausgeführten Manöver formten die Schiffe drei klar erkennbare Flottillen: vier Schiffe bildeten die Vorhut, neunzehn die Hauptmacht und vier die Nachhut. Gerade setzte sich die Vorhut in Bewegung.

Von der Fregatte, die die Führung zu haben schien, wurde ein kleines Boot ausgesendet. Jemand an Bord war mit einer Flagge ausgestattet und forderte die Kapitulation der Stadt. Mit schauerlichem Zischen kam eine Kanonenkugel von der Festung und ließ vor dem Ruderboot das Wasser aufspritzen. Ein Feuergefecht erhob sich und die Blitze der Artillerie erleuchteten den in dichten Wolken aufsteigenden Geschützrauch.

„Gut gemacht, Vasco“, triumphierte der Gouverneur. „Zum Teufel! Zu unserem Glück ist Ebbe und es bläst fast kein Wind. Bevor die Flut kommt, werden sie sich kaum der Stadt nähern.“



Unter Artilleriebeschuss von der Festung Santo António pendelten die Barken zwischen den Schiffen und dem Strand hin und her,

immer außer Reichweite der Kanonen. Die über tausend Söldner nahmen eilig ihre Positionen am Buschrand ein. Seitdem sie ihre Heimat verlassen hatten, kannten sie nur Unbill und Entbehrungen. Jetzt, nach vier Monaten auf See, waren sie gereizt, rochen schlecht, wollten ihr Verlangen nach Frauen stillen und drangen ungeduldig auf die Plünderungen.

Sie wurden vorsichtiger, als sie in die Nähe der Festung kamen. Auf ein Zeichen des Kommandeurs verteilten sie sich, pressten sich auf den Boden und krochen mit Messern im Mund und ihren Waffen in den Händen voran. Das Tor der Festung war jedoch weit offen. Die Besatzung hatte sich zurückgezogen.

„Das geht alles zu einfach!“, wunderte sich der Kommandeur. Er saß auf der Mauer und blickte zum Meer. „Eine halbe Stunde Ruhepause, Jungs! Und seid vorsichtig mit den Brunnen. Das Wasser ist vielleicht vergiftet.“

Nur bei der Festung Laje, einem dreieckigen Bau, der erst kürzlich auf einer kleinen Felseninsel vor dem Hafen gebaut worden war, stießen die Eindringlinge auf ernstem Widerstand. Aus Furcht vor unter Wasser liegenden Riffen zögerte Vizeadmiral Piet Heyn, bei Ebbe weiter vorzudringen. Der Rest der Flotte lag in sicherem Abstand in der Bucht vor Anker. Auf Seiten des Gegners erreichte ein fortwährender Strom von Männern und Waffen die Festung. Beide Parteien standen sich in einem Abstand von weniger als einer Meile gegenüber und tauschten gelegentliche, weitgehend harmlose Schüsse aus.

Von seinem Beobachtungsposten in der Oberstadt beobachtete Don Diogo die Szene. Inmitten des Geplänkels schlug eine Granate in die Festung ein. Ein halbes Dutzend Männer wurde durch die Luft gewirbelt. Panik brach aus - in der Festung und auch im Herzen des Gouverneurs.

„Diese Hurensöhne haben sicher einen Pakt mit dem Teufel geschlossen“, rief Don Diogo dem Gerichtspräsidenten Pedro Casqueiro zu. „Nur ihre Kugeln treffen uns; unsere Geschütze erreichen die verdammten Holländer nicht.“

„Sie... sie sind Gottlose“, erwiderte Pedro Casqueiro, der damit rang, nicht von der Angst überwältigt zu werden, die ihn am ganzen Körper ergriffen hatte. „Sie stehen unter dem Schutz des Teufels!“

Seit Mittag waren wohl sieben Stunden vergangen. Die Nacht war eingebrochen und der Wind ließ weiter nach. Die Kanonen und Kalverinen glühten vom andauernden Feuer. Piet Heyn an Bord der *Neptun* war beeindruckt, wie standhaft die Stadt sich verteidigte. Trotz der unaufhörlich durch die Luft fliegenden Geschosse war es nicht gelungen, die Festungsartillerie zum Schweigen zu bringen. Er gab den anderen Schiffen ein Signal, und in einem waghalsigen Manöver zogen sich die vier Schiffe aus der Schusslinie zurück. Er gab den Befehl, das Feuer einzustellen und vor Anker zu gehen. Er wies den Hornisten an, ein Signal zu blasen und glitt an einem Tau in eine der Barken, in welcher die Männer sich in Schutz gebracht hatten. Da die Festung nicht kapitulierte, beschloss er, über die Mauern anzugreifen.

Mit äußerster Kraft rudern, die schweißnasse Kleidung am Körper, führte Piet Heyn die elf Boote durch die aufspritzende Gischt der über das Wasser springenden Kanonenkugeln. Von den Schießscharten der Festung regnete es Pfeile und Gewehrkugeln. Die mondlose Nacht war zu ihrem Vorteil, aber in Wahrheit vertrauten sie bei diesem waghalsigen Unternehmen auf ihr Glück. Und diesmal zeigte es sich ihnen wohlgesonnen. Von den 360 Mann bei diesem Himmelfahrtskommando waren nur drei vor der Landung am Fuß der Festung getroffen worden.

Fassungslos angesichts der Entschlossenheit der Invasoren beobachtete Vasco Carneiro, der Kommandeur der Festung, wie zwei Holländer starben und drei verletzt wurden. Er sah, wie Lorenzo de Brito ins Bein geschossen wurde und wie der Kopf Bruder Gaspar's, der ihm zu Hilfe kommen wollte, von einer Kugel zerschmettert wurde. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass er die Festung beinahe allein verteidigte. In Ruderbooten oder von der anderen Spitze der dreieckigen Festung aus schwimmend flüchteten die Truppen. Mit dem verletzten Lorenzo über seiner Schulter versuchte auch er zu entkommen.

Die Nachricht vom Fall der Festungen Santo António und Laje sowie die Tatsache, dass die gottlosen Holländer schon vor dem Kloster São Bento waren, raste wie ein Lauffeuer durch die Stadt. „Der Feind ist in den Mauern! Der Feind ist in den Mauern!“, schrie man. Alle Zweifel, die die Menschen bis dahin gehabt hatten, ließen

sie nun zurück und mit ihnen alles, was sie sich im Laufe ihres Lebens mühsam aufgebaut hatten. Sie versuchten zum Carmo Tor am anderen Ende der Stadt zu gelangen, um dem Leibhaftigen zu entkommen.

„Mein Gott, welche Schande“, murmelte Don Diogo, als er sah wie unter ihm seine Leute kopflos die Festung verließen und über ihm das Volk zu den Toren rannte.

„Vater.“ Es war António de Mendonça, Sohn des Gouverneurs. „Der Bischof hat die Stadt verlassen.“

„Don Marcos?“, wunderte sich Don Diogo und zum ersten Mal an diesem Tag zeigte sich der Anflug eines ironischen Lächelns in seinem düsteren Gesicht. „Hat nicht gerade er heute Morgen das Volk dazu angehalten, für seinen Glauben und seinen König bis in den Tod zu kämpfen?“

„Nun, er ist weg“, fügte der Junge schnell hinzu. „Ich habe ihn eben gesehen, wie er voller Eile auf den Hügel Richtung Carmo Tor gelaufen ist. Soweit ich erkennen konnte, hat Don Marcos die heiligen Sakramente an sich gerissen und ist geflohen. Priester, Novizen, Küster. Und viele andere Leute hat er mit sich genommen.“



Das Feuer der auf Anordnung des Gouverneurs in Brand gesetzten Frachtschiffe erleuchtete die Nacht. Der Geruch verbrannten Zuckers, der mit den lodernen Flammen aus den Frachträumen strömte, versüßte die salzige Meeresluft. Don Diogo ritt langsam zum Fuß der Anhöhe, die zum Stadttor des heiligen Bento führte. Er stieg ab, band sein Pferd an und schlich im Schatten der Häuser zu Fuß die Anhöhe hinauf. Das Stadttor im Süden war mit allen Riegeln verschlossen, aber es waren keine Wachen in Sicht.

„Dieses Lumpenpack! Ich möchte wetten, dass sie schon vor allen anderen geflohen sind!“, murmelte Don Diogo mit verhaltener Wut.

Vorsichtig stieg er auf den Wachturm. Was er von dort oben erblickte, brach ihm das Herz. Soweit das Auge reichte, sah er die Belagerer. Zu Hunderten saßen sie auf dem Boden, lehnten an den Bäumen, hockten an den Straßen oder lagen in den Gräben, die er

selbst auszuheben befohlen hatte.

„Was gäbe ich für eine Kompanie Arkebusiere!“, dachte er bei sich.

Aber er hatte sie nicht. Vier Gestalten, die Seite an Seite die Hauptstraße hinuntergingen, weckten ihn aus seinen Träumereien. Er strich sich die Haare aus dem Gesicht und ging ihnen entgegen. Er erkannte sie sogleich an ihrem Gang. Sie waren sein Sohn António, der Gerichtspräsident Pedro Casqueiro, Kapitän Lorenzo de Brito und dessen Sohn, Wachtmeister Francisco.

„Gute Arbeit am Hafen, Wachtmeister!“, lobte der Gouverneur. „Ein schönes Feuerwerk. Wie geht es deinem Bein, Lorenzo?“

„Nicht so tragisch. Nur ein Kratzer. Es war nur der Schreck.“

„Und Vasco? Und dein Pferd, Pedro?“

„Pedro hat sich das Pferd des Gerichtspräsidenten geliehen und versucht, einen Verband für mich aufzutreiben“, erklärte Lorenzo de Brito eilig.

„Er hat sich davon gemacht, willst du wohl sagen?“

„Ich hoffe nicht“, wich der Kapitän verlegen aus. In Wahrheit hatte Vasco Carneiro versucht, auch ihn zur Flucht zu überreden.

„I... Ich glaube, nur wir f... fünf sind noch übrig“, sagte Pedro Casqueiro.

„Wir sind gekommen, um das Bento Tor zu verteidigen, wir Ihr uns befohlen habt“, fügte António hinzu.

„Danke, Wachtmeister. Danke, meine Freunde“, sagte Don Diogo voller Wärme und klopfte seinem Sohn auf die Schultern. „Nun, es gibt nichts mehr, was wir noch tun können. Am besten gehen wir in die Kanzlei und warten auf die neuen Herren der Stadt. Wir haben São Salvador verloren. Wir haben Bahia verloren. Mögen sich Gott und seine Majestät unserer erbarmen. Brasilien ist jetzt holländisch.“





Der vorangegangene Text ist eine Zusammenfassung der ersten 80 Seiten der Romantrilogie *Die Ketzer in der neuen Welt*. Auf den 340 Seiten des gleichnamigen ersten Buches beschreibt der Autor den historischen Verlauf der Besetzung Bahias durch die Holländer:

- ☆ Die Besetzung der Stadt São Salvador da Bahia (wie im Textauszug zusammengefasst).
- ☆ Die wahren Absichten der West India

Company bei ihrem Unterfangen.

- ☆ Einige der Herausforderungen, denen sich der holländische Gouverneur bei seinem Versuch, das Vertrauen und die Mitarbeit der früheren Stadtbewohner wiederzuerlangen, ausgesetzt sah.
- ☆ Die Intrigen, Liebesgeschichten und die feindliche Stimmung zwischen Menschen mit sehr unterschiedlichen Gebräuchen und unvereinbarer Kultur.
- ☆ Das Bündnis mit dem Herrn eines außerordentlich reichen Lehengutes im Nordosten Brasiliens.
- ☆ Das tägliche Leben der Menschen im 17. Jahrhundert in den Tropen, in den Niederlanden und in Spanien.
- ☆ Die militärische Reaktion auf die holländische Invasion und was sich daraus entwickelte.



Über den Autor

Aydano Roriz wurde im Jahr 1949 in Bahia, Brasilien, geboren. Seit 1972 schreibt er für verschiedene Zeitschriften in São Paulo. 2005 zog es ihn auf die paradiesische Insel Madeira, 1.000 km von Lissabon entfernt. In seiner Wahlheimat im Nordatlantik fing er an, Romane zu schreiben. Bisher hat Aydano Roriz acht Bücher veröffentlicht.